

Der wirre Geiger.

Von Marie Knitschke.

Es war zu Anfang dieses Jahrhunderts. In einem der Vororte Wiens bewegte sich ein einfacher, bescheidener Leichenzug durch die Gassen. In einem ebenerdigen Hause, das ein kleines, niedliches Gärtchen umgab, war der Sarg gehoben worden, den man nun dem nahegelegenen Friedhofe zutrug. Von dem Häuschen ausgehend, hatte eine einzige, alte Frau dem Todten das Geleite gegeben, doch wie der Zug Strasse um Strasse durchschritt, nahm die Zahl der Begleitenden stets zu, da die dem Zuge Begegnenden sich demselben anschlossen, wenn sie auf ihre Frage, wer hier beerdigt werde, zur Antwort erhielten: „Der wirre Geiger.“ — Gerne gaben Nachbarn und Bekannte diesem Manne das letzte Geleite, war er doch gegen Alle lieb und freundlich und so gerne gefällig gewesen.

Wer hatte ihn nicht gekannt, den Sonderling, den „Wirren“, wie ihn seine Wirthschafterin nannte? Wie ein vom Tode Vergessener aus längst vergangenen Jahrhunderten hatte er mit seinen veralteten Lebensgewohnheiten unter den modernen Alltagsmenschen dahingelebt.

Sein schneeweisses, bis auf die Schultern niederwallendes Haupthaar liess ihn viel älter erscheinen, als er in der That war. — Sein bartloses, edelschönes Antlitz gemahnte an Figuren des classischen Alterthums. — Bescheiden von den Interessen eines Capitals, das er sich in seinem früheren Virtuosenhume erspart, lebend, die seine geringen Bedürfnisse vollauf deckten, weihte er sich ganz der Musik und — der Vergangenheit. — Sein liebster Besitz war jedoch eine echte Cremoneser Geige, für die man ihm schon oft und oft Summen geboten hatte, die man ein kleines Vermögen nennen kann, die ihm jedoch nicht um alle Schätze der Welt feil war. — Bis wenige Tage vor seinem Tode hatte man den Alten allsonntäglich mit seiner geliebten Geige zur nahen Kirche gehen sehen, wo er im Hochamte mitmusicirte; dies war fast sein einziger Ausgang, sonst sah man ihn wohl selten sein Haus verlassen.

Was hatte ihm nur den Namen „der wirre Geiger“ eingebracht? — Seine hellen, von tiefem Verstande zeugenden Augen, sein sonstiges, geregeltes Benehmen und Leben hatten ihm diesen Namen sicher nicht eingebracht. Nur seine abgöttische Liebe zu seinem Instrumente, das er wie ein Heiligthum hochhielt, von dem er sich nie und nie trennen wollte, war die einzige Schrulle in dem sonst so klaren Kopfe. — Also woher der Name?

Denselben hatte seine Wirthschafterin, Frau Ellinger, auf dem Gewissen. — Als diese bigotte Frau, die Witwe eines Beamten, bei Carl Albani, so hiess der Geiger, in Dienste trat, um seinem Hauswesen vorzustehen, da schien ihr die Abgötterei, die ihr Herr mit der geliebten Amati-Geige trieb, so unbegreiflich, dass sie in den Berichten über ihren Dienstgeber, die sie der neugierigen Nachbarschaft oft geben musste, ihn als „wirr im Kopfe“ bezeichnete. — Da der alte Mann mit Niemand näher verkehrte, so konnte sich auch Niemand von dem Gegentheile der Aussage überzeugen, so blieb ihm auch der Name über den Tod hinaus: „der wirre Geiger“.

In der grossen Welt hatte diesen Namen einmal eine That von seiner Seite, über die Alle, die sie erfuhren, verwundert die Köpfe schüttelten, als rechtlich verdient erscheinen lassen und auch seine letzte That am Tage seines Todes bestätigte in der Kunstwelt das Urtheil über den Dahingeshiedenen, wenn man sagte: er war ein Narr. Diese beiden Thatsachen waren folgende: Es war vor mehr als zehn Jahren ein berühmter Violinvirtuose an den kaiserlichen Hof berufen worden, um dort in einem Concerte mitzuwirken. Aus hohen und allerhöchsten Kreisen waren Gäste erschienen, um den berühmten Mann zu hören. Da, durch einen tückischen Zufall, wie ihn Satanas oft ausheckt, war das Reisegepäck des Meisters, das auch eine herrliche Cremoneser Geige enthielt, verschickt worden und trotz allen Nachforschens auf der Fahrpost bis zur festgesetzten Concertstunde nicht zurückzuerhalten gewesen. — Nun war guter Rath theuer. Zum Glücke fiel einem der Concert-Arrangeure noch in letzter Stunde ein, dass der alte Geiger in der Vorstadt eine echte „Amati“ besitze und dieselbe gewiss für eine entsprechende Bezahlung herleihen würde.

Ein Bote bestieg einen Hofwagen und das Gefährt rollte dem Häuschen der Vorstadt zu, versehen mit einer grossen Summe Geldes, damit er den höchsten Anforderungen des Verleihers genügen könne. Derselbe kam in kurzer Zeit jedoch mit leeren Händen zurück und berichtete, dass der sonderbare Alte auf jede Summe, die er ihm angeboten, nur ein entschiedenes Kopfschütteln gehabt und ihm gesagt habe: dass er sich seinen kostbarsten Schatz durch keine Hand der Welt entweihen liesse. Der hochfahrende Künstler schrie den Boten an: „Sie haben dem Narren wohl nicht gesagt, wer auf seiner Geige spielen würde! — Stümperhänden wird er sein kostbares Instrument natürlich nicht anvertrauen wollen — aber mir,“ fügte er selbstbewusst hinzu, „gewiss! Ich will selbst hinfahren und mich ihm vorstellen, ja als Reifezeugniss ihm etwas vorspielen. Ich bin überzeugt, dass ich mit der Geige zurückkomme.“ Er bestieg den Wagen und fuhr nun selbst in die bescheidene Wohnung des Sonderlings. „Haben Sie keine Angst,“ redete er den alten Geiger an, „dass Ihr herrlicher Schatz

in meinen Händen leiden könnte, ich verstehe es, mit solchen Instrumenten umzugehen. Ich stelle Ihnen einen Schein aus, auf welchen Betrag Sie nur wollen, der Ihnen vom Kaiserhause sofort als Entschädigung gezahlt wird, findet sich bei der Rückgabe auch nur der geringste Makel an der Geige. Uebrigens können Sie den Betrag für das Leihen so hoch stellen, wie es Ihnen beliebt, Sie erhalten denselben. — Sie scheinen, nach Ihrer Wohnung zu schliessen, in einfachen Verhältnissen zu leben. Sie können sich mit einem Schläge Ihre Lage verbessern und nicht leicht wird wieder eine Gelegenheit kommen, die Ihnen Derartiges bietet. — Nun lassen sie mich aber auch die Geige sehen und versuchen.“ Damit schritt er auf den Violinkasten zu, der auf einem Tische stand, und wollte die Geige demselben entnehmen. Doch wie sinnlos schlang der Alte die Arme um dieselbe und setzte sich zur Gegenwehr, als wollte man ihm sein Liebstes rauben.

„Entweihen Sie mir mein Heiligthum nicht!“ schrie er wie ausser sich und dann, aus seiner auflodernden Wildheit in die sanfte Bitte, gleich der eines Kindes übergehend, flehte er leise: „O, berühren Sie die Geige nicht! — Sie wissen nicht, welcher Segen auf ihr ruht!“

Auf's tiefste verletzt, trat der Meister zurück und mit stolzem Tone sagte er: „Ich bin der erste Geiger dieses Jahrhunderts — meine Hände würden Ihr Heiligthum nicht entweihen, eher veredeln — ich bin . . .“

„Sie brauchen mir Ihren Namen nicht zu nennen“, unterbrach Albani den Virtuosen, „glauben Sie, ich sei in meiner Einsamkeit der Kunstwelt so weit entrückt, um nicht zu wissen, dass Sie unser erster Meister sind? — Dass ich nicht wüsste, dass *** vor mir steht? — Bin ich auch für die Welt gestorben — nicht bin ich es für die Kunst. — Meine einzige Verschwendung ist das Ankaufen von guten Büchern und Musikzeitungen. Jeder Musiker würde es sich zur Ehre rechnen, Ihnen sein Instrument zu leihen — besässe ich noch eine zweite Geige, mit Stolz würde ich Ihnen dieselbe anbieten — aber diese — — nein, nein — lieber sterben!“

„Sie werden sich den Hof zum Feinde machen durch Ihre Weigerung!“

„Wenn ich unserer weichherzigen Kaiserin das Warum entdeckte — würde sie mich bemitleiden und mir Recht geben!“

„Ich verliere kein Wort des Ersuchens mehr an Sie — aber — verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit — Sie sind ein Narr!“ — damit ging er. Als er bei Hofe dieses Erlebniss erzählte, legte er damit den ersten Grund zu dem Namen, der den einstigen Virtuosen bis über das Leben hinaus begleitete. — In Musikkreisen war diese Erzählung bekanntgeworden, man warb um diese Wundergeige, bot riesige Summen beim Ankaufe — vergebens — Albani gab sein Instrument nicht her — man müsste warten, bis einmal sein Tod einträte — dann würde sie käuflich zu haben sein. — Sowie nun sein Ableben bekannt wurde, kamen Künstler und Händler als Käufer — aber Alle erfuhren von der Haushälterin Albani's die gleiche Antwort: die Geige existirt nicht mehr — der Wirre habe sie an seinem letzten Lebenstage — verbrannt! Dies bestätigte vollauf alle Zweifel an der Geistesklarheit Carl Albani's. Auf die vielen an sie gerichteten Fragen erzählte die redselige alte Frau wieder und immer wieder die Geschichte des Endes der Cremoneser-Geige. — „Als ich vor zehn Jahren in das Hauswesen des Verstorbenen trat, da erschien er mir ganz vernünftig zu sein in allen Handlungen, bis auf die eine, dass er nie seine Geige von mir berühren liess und dieselbe immer selbst abstaubte. — Als ich ihm einmal sagte, er möge mir doch diese Arbeit überlassen, ich verstünde sehr gut mit gebrechlichen Sachen umzugehen, da sagte er, und sein Antlitz nahm dabei einen fremden Ausdruck an, wie ich ihn nie noch an ihm gesehen: „Nein, nein, diese Geige hat ein Engel geweiht, nur meine Hände dürfen sie berühren, soll nicht der Segen, der darauf ruht, entweiht werden!“ — Hier bekreuzte sich stets die bigotte Alte und setzte ihre eigene Meinung hinzu, dass sie annehme, entweder habe ein Engel oder die Schutzheilige der Musik, die heilige Cäcilie, dem gottbegnadeten Meister die Violine aus dem himmlischen Chore gebracht. „Damals sah ich, dass der Verstorbene auch sehr fromm war, so heilig hielt er das Himmelsgeschenk. — Doch wirr war er trotzdem“, setzte sie regelmässig hinzu, „sonst hätte er nicht alle Abend, als sein Nachtgebet, die Geige aus dem Kasten genommen, immer an derselben Stelle geküsst und wie in Verückung geflüstert: „Schlafe wohl, Maria!“ — Ein lebloses Holzinstrument auf den Namen der Gottesmutter zu taufen, das erschien mir ein Frevel und hat es der Entschlafene gewiss nur in der Wirrniss seiner Gedanken gethan — Gott wird ihm die Sünde verzeihen! Die letzten Wochen seines Lebens wurde der sonst noch gesunde und noch nicht 60jährige Mann plötzlich matt und siech, und er sprach oft zu mir von seinem nahen Tode — er war nicht krank, brachte auch nur die letzten acht Tage im Bette zu. — Am letzten Tage seines Lebens berief er mich zu sich und befahl mir, ein „tüchtiges Feuer“ im Kamine zu entzünden. — Mitten im Sommer erschien mir dies als ein Unsinn, wie ich ihm auch offen erklärte.

„Thu'n Sie, was ich Ihnen sage!“ befahl er heftig.

Als das Feuer lustig brannte, musste ich ihm seinen Lehnstuhl vor den Kamin schieben und ihm aus dem Bette helfen; mit grosser Mühe gelang es mir, ihn zu dem Sitz zu führen, auf dem er sich athemlos niederliess. „Bringen Sie mir mein grosses Schnitzmesser aus meiner Lade“, bat er, „und den Geigenkasten, ich habe etwas daran zu bessern!“ — Ich brachte Beides. „Nun, gehen Sie und kommen Sie erst wieder, wenn ich Sie rufe.“ Ich ging scheinbar, kam aber gleich wieder, versteckte mich hinter die Vorhänge und sah dem Herrn zu. — Er schloss den Kasten auf und nahm die Geige heraus und sah sie lange, lange an. Ich weiss nicht, war es der Widerschein des lodernen Feuers, was auf einmal sein Gesicht so jung, so edelschön erscheinen liess — die Wangen glühten, die Augen blitzten, noch einmal drückte er die Geige inbrünstig an seine Brust, dann küsste er die bewusste Stelle und rief: „Auf Wiedersehen, Maria, meine Maria — — ich

komme — bald!“ Dann hörte ich ein Krachen wie von zersplitterndem Holze, dann ein Klang wie ein Aufschrei aus gequälter Weibesbrust — die Geige war zerbrochen. Stück um Stück legte er in's Feuer und gierig verschlang die Flamme das trockene Holz. — Ich hätte gerne der Vernichtung Einhalt gethan, doch wagte ich mich nicht aus dem Verstecke. — Nun hielt er noch die obere Decke in den Händen, mit dem Schnitzmesser schnitt er die kleine Stelle, die er so oft mit Küssen bedeckt, heraus, und warf Alles, bis auf diesen kleinen Rest, in die Gluth. Lange sass er noch so da, und ich sah, wie schwere Thrämentropfen über seine Wangen rannen, von denen alle Röthe wieder gewichen war. — Endlich rief er nach mir. — Ich that, als käme ich aus dem Nebenzimmer, und frug, auf den leeren Kasten deutend: Mein Gott, was haben Sie gethan? — Da bat er mich, und seine Stimme klang wie gebrochen: „Helfen Sie mir auf mein Lager — es geht zu Ende — ich fühle es; auch nicht eine Stunde kann ich mein Heiligthum überleben.“

Ich hob ihn in's Bett und er sagte mir: „Ich habe es gut gemeint mit Ihnen und will Ihnen all' Ihre mir erwiesene Treue vergelten — dort in einem Fache meines Schreibtisches liegt ein rechtsgiltiges Testament, das Sie zur Erbin einsetzt über Alles, was mein war. — Doch eine Bitte müssen Sie mir dafür erfüllen: hier dies Stückchen Holz, es ist geweiht — ist heilig — dies lassen Sie mir in meinen Händen — wenn ich todt bin — auf meinem Herzen soll es ruhen — — bis es mit demselben vermorscht — — zu Staub zerfällt.“ — — Mühsam brachte er dies hervor, dann schloss er die Augen und schwieg.

Ich meinte, er sei schon hinübergegangen — da, noch ein Athemzug und die leisen, aber deutlichen Worte: „Ich komme — — Maria!“ und es war zu Ende. — Ich habe den Wunsch des Sterbenden erfüllt — ich liess ihm das Stückchen Holz auf seiner Brust ruhen und dachte, gewiss ist es ein Stückchen Kreuzesholz von Golgatha. Ich hörte, dass werthvollen Gegenständen oft so ein Splitter einverleibt wird. So ersetzte dies das sonst übliche Wachskreuz, das man Todten in die Hände gibt und ich schlang nur einen geweihten Rosenkranz um die erstarrten Finger; so schläft er der Ewigkeit entgegen.“

* * *

Vieles Kopfschütteln, sogar Verwünschungen über das Zerstören eines Kunstwerkes erweckte diese sonderbare That des „wirren Geigers“. — Er hatte sein Heiligthum bewahrt vor der Berührung fremder Hände. — Bis zu den letzten acht Tagen seines Lebens hatte er täglich darauf gespielt, wenn auch zuletzt mit matten, zitternden Händen — und doch war dies einst anders gewesen! In der Vollkraft seiner Jugend hatte er Triumphe gefeiert, wie sie nur einem Künstler ersten Ranges zu Theil werden, der er auch zu werden versprach. In Deutschland war seine Heimat, die Residenzstadt eines kleinen Fürstenhofes sein Wohnsitz. Bei keinem Hofconcerte durfte Carl Albani fehlen mit seiner Wundergeige, die sang und klang, als kämen die Töne aus einer Menschenbrust, die jubeln und trillern konnte, als hätten tausend Waldvögelein ihre sangeslustigen Kehlen hineingebannt. Carl Albani war der Liebling Aller am Hofe, und manches junge Mädchenherz schlug dem schönen Jüngling entgegen, dessen dunkler Lockenkopf unter all' den gepuderten Lockenperücken doppelt berührend die Augen fesselte. — Bis zu seinem 28. Jahre kannte er nur eine Liebe — die zur Kunst, — und doch sollte auch seine Stunde schlagen. — Ein Hoffräulein der Fürstin, Gräfin Maria v. Bahrfeldt, seine Partnerin am Claviere bei den Hof- und Familien-Concerten, hatte durch ihre ungewöhnlichen Geistesgaben den jungen Künstler zu heisser Liebe entflammt. Und wenn er auch die im vorigen Jahrhundert noch strenger als jetzt gezogenen Grenzen zwischen Adel und Bürgerthum kannte und dadurch von der Hoffnungslosigkeit seiner Liebe überzeugt war, so brannte sie darum nur desto inniger in der Tiefe seines Herzens. — Mit keinem Worte, mit keinem Blicke hatte er jemals dem angebeteten Mädchen von seiner Liebe gesagt. — Ob sie ihn wohl wieder liebte? — Oft hatte ein warmes Wort, ein inniger Blick Maria's den Künstler beglückt — doch die strengen Sitten der damaligen Zeit verboten jede Annäherung. Nur blass und immer blässer wurde das Fräulein, so dass die liebevoll um sie besorgte Fürstin ihr Urlaub gab und sie über Sommer auf das Lustschloss, das ihre Eltern besaßen, sandte, und sie erst an den Hof zurückberufen wollte, bis ihre Eltern wieder mit ihr den Winteraufenthalt in der Residenzstadt wie alljährlich nehmen würden. — Doch trotz der herrlichsten Sommerluft wurden die Wangen Maria's nicht röther, so dass ihre Eltern nun ernstlichen Kummer um ihre Gesundheit trugen und sich von ihren Worten: „Mir fehlt gar nichts, ich fühle mich ganz gesund!“ nicht mehr täuschen lassen wollten. — Da kam ein Tag, an dem die Fürstin den dadurch beglückten Eltern Maria's anzeigte, dass sie auf acht Tage auf ihr Schloss kommen wolle, um ihren Liebling, wie sie das Fräulein nannte, zu sehen. — Da herrschte nun das regste Hofleben auf Graf Bahrfeldt's Lustschlosse; Jagden, Bälle und Concerte wurden geplant, dem hohen Besuche zu Ehren. — Auch Albani wurde berufen, in diesen Concerten mitzuwirken. Er kam, aber auch das ungezwungenere Provinzleben hatte Maria und Albani nicht näher gebracht. — Es wurde viel musicirt und geprobt, bis der Tag der Aufführung herankam. Es mochte wohl eine halbe Stunde vor Beginn des Concertes sein, die Instrumente lagen bereits im Concertsaale bereit; da fiel es Albani ein, dass er vergessen, die Noten für die erste Nummer bereitzulegen, und er ging, um dies nachzuholen. — Der Saal war erleuchtet, aber noch leer an Gästen. — Als er eintrat, sah er Maria am Claviere stehen, seine Violine in der Hand haltend, die sie mit leuchtenden Augen betrachtete — jetzt legte sie dieselbe unter das Kinn, wie zum Spiele ansetzend, dann plötzlich drückte sie an die Stelle, wo das Kinn des Spielers ruhen muss, einen langen, langen, innigen Kuss. — Lautlos auf den Teppichen vorwärts eilend, sank plötzlich Albani zu den Füßen des erschrockenen Mädchens, und ihre Hand erfassend und mit glühenden Küssen bedeckend, presste er das Geständniss seiner Liebe in die wenigen Worte: „Maria! — meine Maria!“ Da — ein Geräusch im anstossenden Gemache, und mit

einem Blick unsäglicher Liebe auf den Zurückbleibenden, floh Maria aus dem Saale. — Die Kammerfrau der Gräfin Bahrfeldt war Zeugin dieser Scene gewesen und berichtete auch sofort ihrer Herrin, was sie gesehen. — Noch nie hatte Albani so hinreissend gespielt, als an jenem Abende; seine Blicke suchten Maria — ihr galt sein Spiel, das ihr die stürmische Leidenschaft seiner Seele enthüllte. — Nach dem Concerte berief die alte Gräfin ihre Tochter sofort zu sich und hielt sie bei sich fest, um zu verhindern, dass Albani sich ihr näherte. — Er wurde mit Dank und Ruhm entlassen — aber Maria sah er nicht mehr. — Nichts hatte die alte Gräfin tiefer treffen können, als die Entdeckung, dass ihre Tochter den Künstler liebe. Lieber den Tod des einzigen Kindes hätte sie gesehen, als die Verbindung mit einem Bürgerlichen. — Sie liess ihre Tochter nicht mehr in die Residenz zurück, bewachte sie unausgesetzt, damit nie ein Schreiben je an sie gelange, noch von ihr abgesendet werden könne. — Unter den Sommergästen der gräflichen Familie hatte sich auch ein junger Edelmann befunden, der in aufrichtiger Liebe sich um die Hand Mariens bewarb. Die Mutter befürwortete seine Werbung, und als Maria erklärte, sie müsse den jungen Grafen abweisen, da sie ihn nicht liebe, da drohte die Gräfin ihrem Kinde mit Fluch, wenn sie die Liebe zu dem Musiker sich nicht aus dem Herzen reisse. — Nach schweren Kämpfen gab das arme Mädchen endlich ihren Widerstand auf, erbat sich jedoch zuerst eine Aussprache mit dem Bewerber. Diese wurde ihr gewährt. Maria sagte ihm offen, dass sie hoffnungslos einen Anderen liebe, dem für alle Zeit ihre Seele gehöre — wolle er sie trotzdem zum Weibe nehmen, so stelle sie die Bedingung, dass er vor dem Hochzeitstage sie nie mit seiner, auch nur geringsten Zärtlichkeit quäle, und dass er nie ihre Lippen küsse, ehe die Hand des Priesters sie ehelich verbunden.

Der Graf, der um jeden Preis Mariens Besitz erreichen wollte, gelobte dies. So wurde die Verlobung geschlossen und die Hochzeit für die ersten Wochen des Winters bestimmt, in denen die gräfliche Familie in die Residenz zurückgekehrt sein würde. — Auch bis zu Albani war die Kunde von der Verlobung der Comtesse Bahrfeldt gedrungen — er wollte und konnte nicht daran glauben, und als er endlich von Eingeweihten die Bestätigung dieses Gerüchtes erhielt, da war sein Jammer unbeschreiblich. — So war der Winter gekommen, die gräfliche Familie in die Residenz zurückgekehrt, und die Vorbereitungen zu einer glänzenden Vermählung wurden eifrigst betrieben. — Das Brautkleid war fertig, und die blasse, liebliche Braut betrachtete es oft mit zärtlichen Blicken, und über den gleissenden Atlas streichend, flüsterte sie einmal leise: „Wie selig werde ich sein, bis du mich umschliessest!“ — Ihr Kammermädchen, die diese Aeusserung hörte, überbrachte dieselbe dem stets so ernsten Bräutigam. — Wie hoch ihn dieser Ausspruch beglückte! Denn er dachte, dass derselbe doch nicht anders zu deuten sei, als dass Maria ihn doch heimlich liebe, sein Gefühl für sie nur auf eine harte Probe stellen wolle und daher nur die äussere Kälte festhalte. — So war der Hochzeitstag gekommen. — Albani war wie ein Verzweifelter in seiner Wohnung herumgerast; nicht länger ertrug er die Qual, zu wissen, dass in wenig Zeitraum das heissgeliebte Mädchen das Weib eines Anderen werde. Hinaus aus der Stadt floh er, dem nahen Flusse zu. Er eilte den Abhang hinab und sah in die Wellen. — Wie das lockte und zog; jede Welle, die sich ihm entgegenkräuselte, erschien ihm, als streckten sich Mariens Arme nach ihm aus, um ihn an ihr liebendes Herz zu ziehen. — Da finde ich Kühlung für mein heisses Weh! dachte er — ein Sprung — und zu Ende die Qual! — — Doch sein Heiligthum sollte zurückbleiben für Andere — der Berührung fremder Hände preisgegeben. — Nein, nein — er ging nach Hause, seine geliebte Geige zu holen, auf der der Kuss der Vergötterten ruhte. — Diesen Schatz im Arme — so wollte er enden. Hastigen Laufes eilte er den Weg zurück — doch länger als eine Stunde Weges war er von seiner Wohnung entfernt — so weit weg hatte ihn die Verzweiflung getrieben. Die Räume des gräflichen Hauses Bahrfeldt waren festlich geschmückt, die kostbaren Geschenke zur Schau ausgestellt, Wagen um Wagen fuhr vor und brachte hohe Gäste. Die bleiche Braut, geschmückt mit dem weissen Atlaskleide, sass eben unter den Händen der Zofe, die Kranz und Schleier in die reichen Haarwellen steckte; die Brauttoilette war beendet und Maria bat die Zofe, sie ein wenig allein zu lassen und ihr den alten Diener Anselm zu senden, der sie schon als Kind auf den Armen getragen; sie wolle ihm einen Auftrag geben. Anselm kam und wurde bald darauf mit einer geheimen Sendung fortgeschickt und Maria war allein. — Eine gute halbe Stunde mochte verflossen sein, da ging die Gräfinmutter, um der Braut die letzten Lehren und den Segen auf den ernstesten Lebensschritt zu geben und sie dem harrenden Bräutigam zuzuführen. — Sie trat in das Gemach ihrer Tochter und blieb, vor Entsetzen erstarrt, wie leblos stehen. — Was war das?! — Das bräutliche Mädchen lag auf ihrem Lager — die Atlaswogen der Schleppe, sowie der duftige Schleier hingen bis auf den Boden nieder. — Gleich leuchtenden Rubinen rollten grosse Tropfen hellen Blutes auf dem starren Kleide zur Erde, wo sie eine dunkle Lache bildeten. Beide Arme ruhten gekreuzt auf der Brust und von den feinen Gelenken der weissen Hände rieselte es gleich einem rauschenden Bächlein und netzte das weisse Seidengewebe, das die zarte Gestalt umgab. — Mit einem Aufschrei stürzte die unglückselige Mutter auf die Sterbende zu: „Was hast Du gethan, Du Unselige? — Hilfe, Hilfe, Rettung!“ — „Es ist zu spät, Mutter; schon fühle ich mein Ende! — Aber eines bitte ich Dich! — Gönn mir für ein langes Leben, das ich von mir warf, eine einzige Minute des Glückes! — Ich will sterben — aber an der Brust des Mannes, den ich einzig lieben kann; ich habe Albani geschrieben, ihn durch Anselm hieher berufen — er wird kommen. O Mutter, trenne mich nicht im Sterben von ihm, wie Du mich von ihm getrennt im Leben! Lasse ihn eintreten, Mutter, wenn er kommt — gönne mir dies einzige, kurze Glück!“

Die Gräfin sendete Boten nach allen Windrichtungen aus, um Aerzte zu holen; doch ehe nur einer zur Stelle kam, war das Leben, das sie erhalten sollten — bereits entflohen. — Mit verzehrender Angst und Sehnsucht hatten die brechenden Augen der Sterbenden auf der Thüre geruht; bis zum letzten Athemzuge hatte

sie gehofft, dass der Herbeigerufene erscheinen müsse, um ihr das letzte Glück zu bringen. — Vergebens! — Das Schicksal hatte kein Erbarmen mit ihr, es gönnte ihr das kleine, armselige Glück der Vereinigung mit dem Geliebten im ersten und letzten Kusse nicht.

Albani war in der Dunkelheit in seine Wohnung gelangt und Fr. Ellinger gab ihm das Schreiben, das vor einer Stunde ein Diener gebracht. Als er allein war, riss er es auf und las: „Einzig Geliebter! Die Sitte die Scham hatte mir die Lippen geschlossen, der nahende Tod löst das Siegel. Jauchzend noch im Sterben rufe ich Dir zu: Ich liebe Dich — ich liebe Dich! — Als meine Mutter mit dem Fluche drohend, mir das Jawort für den ungeliebten Werber abrang, da gab ich es ihm mit der Bedingung, dass erst die kirchliche Trauung ihm das Recht gebe: mich zu küssen, — ich wusste, dass meine Trauung nie stattfinden wird. — Mein Bräutigam ist ein edler Mann, er hat in scheuer Ehrfurcht sein Wort gehalten, nie mehr, als einen Druck der Hand von mir begehrt. — Ich habe mir selbst den Tod gegeben und will, ehe ich hinübergehe in die Ewigkeit, eine Minute glücklich sein; ich will sterben in Deinen Armen, an Deiner Brust! — Den ersten Kuss, den meine Lippen je geküsst, der haftet auf Deiner Geige, möge er sie weihen, damit Dir Ruhm und Glück erblühe — werde ein Meister, der den höchsten Gipfel der Ehre ersteige! — Den zweiten und letzten Kuss meines Lebens, will ich auf Deine Lippen drücken und meine Seele damit aushauchen. Komme sofort — zögere keine Minute; damit Du noch lebend findest Deine Maria.“

Wie er in das Bahrfeldt'sche Palais kam — er wusste es nicht — Niemand beachtete ihn in der allgemeinen Bestürzung. — In Maria's Zimmer stürzend, sah er, dass er zu spät kam — die reine Seele war bereits dem Körper entschwabt. — Mit rasender Leidenschaft umschlang er die Todte und bedeckte den kalten Mund mit tausend Küssen, den lebend zu berühren die Gesetze der Convenienz ihm verwehrt hatten.

Da nahte sich die alte Gräfin und sagte Albani, dass er, als ein Mann von Geist und Vernunft, wohl einsehen müsste, dass der Grund des Selbstmordes ihres einzigen Kindes geheim bleiben müsse, wenn nicht ihre ganze hochadelige Verwandtschaft der Todten noch im Grabe zürnen sollte, wenn sie erführen, dass sie mit ihrer Liebe zu einem bürgerlichen Musiker herabgestiegen sei. — Sie bot dem Künstler einen schweren Beutel Goldes, als Lohn, wenn er schweige und in ein anderes Land zöge.

Wie ein gereiztes Thier sprang der verletzte Mann auf und schrie: „Fortziehen und schweigen, Beides kann ich, aber niemals vergessen, was ich hier erlebt — nicht die Liebe und nicht Ihre Beleidigung!“ — Heftig abweisend stiess er die Hand der Gräfin zurück, dass ihr der Beutel entfiel und die Goldstücke auf dem Boden lustig herumrollten und klingelten, eine sonderbare Musik abgebend zu dem Schluchzen und Stöhnen, das sich aus der Brust des verzweiferten Mannes rang, als er die geliebte Leiche mit seinem letzten Kusse segnete. „Schlafe wohl, Maria, ich bleibe Dir treu bis an mein Ende — nie soll eine Hand die Geige berühren, die Deine Lippen gesegnet; sie sei fortan nur Gott geweiht! — Schlafe wohl, mein Engel — bis wir uns wiedersehen!“

Albani hat Wort gehalten; er zog nach Oesterreich und blieb Maria und der Kunst treu; doch niemals trat er mehr öffentlich auf — nur im Gottesdienste liess er seine Kunst hören, und in den Flammen hat er seine Geige vor fremder Hand gerettet. — Der einzige Kuss aber, den die keuschen Mädchenlippen geküsst, der ruhte auf dem Holzstückchen, das auf einem edlen Herzen lag und wohl auch mit demselben zerfiel — im Grabe des „wirren Geigers“.

Lied.

Ich stürzte mich in des Lebens Meer
Und tauchte unter im Wellenspiel;
Ich streifte die Fluthen durch kreuz und quer
Und suchte ein fernes, ein fremdes Ziel.
Aus dem Wogenbrand an den Ufersand
Zog mich beglückt eine Frauenhand,

Und die Sonne kam, und die Sonne nahm
Mit ihrem Kusse mir fort allen Gram.
Ich fühlte das Land und die zitternde Hand,
Und den lächelnden Mund, der mein Leid gebaut.
Und die Welle ging, und die Welle schwand.
Mir war's, als ob ich die Liebe fand.

Leo Grünstein.

